

Kämpferischer Humanist

Der Publizist und Gewerkschafter Eckart Spoo ist kurz vor seinem 80. Geburtstag gestorben

Am Donnerstag verstarb der bekannte Publizist und Gewerkschafter Eckart Spoo. Den Agenturen, die vom Tod des unerbittlichen Kritikers der deutschen Mainstreammedien Kunde hatten, war die Nachricht bis Redaktionsschluss kaum eine Zeile wert. Wir verlieren mit Eckart Spoo einen geschätzten Autor, einen solidarischen Weggefährten und aufrechten Streiter gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit. In Gedenken an ihn veröffentlichen wir den Nachruf der Redaktion der Zweiwochenschrift *Ossietzky*, deren Mitbegründer und langjähriger Chefredakteur er war, sowie den seines Freundes, des Schauspielers Rolf Becker. Zudem drucken wir Auszüge aus einem vor elf Jahren bei *jW* erschienenen Text sowie aus den Tagesberichten seines Jugoslawien-Besuchs im Mai 1999, als deutsche Soldaten zum dritten Mal in einem Jahrhundert das Balkanland überfallen hatten. (jW)

Der unbequeme Fragesteller

Der Journalist und Publizist Eckart Spoo ist am Donnerstag, dem 15. Dezember, in Berlin gestorben, vier Tage vor seinem 80. Geburtstag. Als Kind erlebte er Krieg und Faschismus in seiner Geburtsstadt Mönchengladbach und im Fluchtort im Harz; dies hat sein ganzes Leben geprägt. Mehr als drei Jahrzehnte schrieb er als Korrespondent der *Frankfurter Rundschau* Zeitungsgeschichte. Er galt als unbequemer Fragesteller in Pressekonferenzen und deckte manchen Skandal auf. Von 1970 bis 1986 war er Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union.

Pressefreiheit, auch die »innere Pressefreiheit« in den Redaktionen und die damit erforderliche Abschaffung des Tendenzparagraphen waren Forderungen, die den Journalisten Spoo bis zu seinem Tode umtrieben. Die voranschreitende Monopolisierung der Zeitungsverlage und die damit einhergehende Vereinheitlichung und Verflachung der Zeitungslandschaft prangerte er an.

Spoo sah die Pressefreiheit vom Grundrecht für alle zum Privileg einiger weniger Pressekonzerne verkommen, deren Eigentümer ihre Aufgaben darin sehen, den Kapitalismus und die von ihm geschaffenen gesellschaftlichen Verhältnisse zu rühmen und vor Kritik zu schützen – auch durch Verschweigen von Tatsachen, Verleugnen von Wahrheiten – und aus diesem Missbrauch der

Pressefreiheit möglichst viel Profit zu ziehen. Spoo hielt publizistische Monopole für verfassungswidrig.

In der Konsequenz gründete er 1997 zusammen mit weiteren Publizisten eine eigene Zeitschrift: *Ossietzky*. Die Zweiwochenschrift für Politik, Kultur und Wirtschaft steht in der antimilitaristischen und antifaschistischen Tradition der *Weltbühne*. Spoo's Anspruch als langjähriger *Ossietzky*-Chefredakteur: jedes Heft voller Widerspruch gegen angstmachende und verdummende Propaganda, gegen Sprachregelungen, gegen das Plattmachen der öffentlichen Meinung durch die Medienkonzerne, gegen das vermeintliche Recht des Stärkeren und gegen die Gewöhnung an den Krieg. Zu diesen Themen veröffentlichte er auch eine Vielzahl aufklärerischer Bücher. Verlag und Redaktion *Ossietzky* werden Spoo's Vermächtnis fortführen.

Redaktion *Ossietzky*

»Berichtet die Wahrheit«

Statt mit ihm seinen 80. Geburtstag zu feiern, müssen wir uns zum Abschied von ihm verabreden. Eckart Spoo – er war und bleibt unser.

Im November 1995 sind wir uns in Hamburg begegnet. »Geld ist genug da« – mit dieser Feststellung hatte er zusammen mit Freunden und gewerkschaftlich unterstützt zu einem »sozialpolitischen Ratschlag« aufgerufen, um auf die bereits damals absehbaren Folgen der sich bis ins Heute entwickelnden wirtschaftlichen Krise für die arbeitende Bevölkerung hinzuweisen. Unter der Überschrift »Reichtum« hatte er mich zu einem Beitrag zur »Aufklärung« über vordergründig eher abstrakt wirkende Themen aufgefordert – eine Textsammlung zur Geschichte von Geld und Kapital.

Doch ich kannte ich ihn weit vor dieser ersten persönlichen Begegnung. Für mich als Leser der *FR*, der *Frankfurter Rundschau*, die als kritisches Blatt in den Jahren des Aufbruchs zur 1968er Protestbewegung zum politischen Alltag gehörte, wurden seine Beiträge wie für viele andere, die sich um Orientierung bemühten, bald unentbehrlich. Wie ihn bewegte uns die von ihm formulierte Frage, »wie es damals zur ›Wiederherstellung der alten Macht- und Besitzverhältnisse‹ kommen konnte«. 1962 hatte seine redaktionelle Tätigkeit bei der Zeitung begonnen, die er, nach der gerichtlich abgewendeten Entlassung 1972, bis 1997 fortsetzte, als er sich angesichts des fortschreitenden Verfalls medialer Berichterstattung mit der vorzeitigen Verrentung für die Gründung einer eigenen Zeitschrift entschied, in der ausgesprochen werden konnte, was ist: *Ossietzky*.

Zur Freundschaft wurde das Verhältnis des Lesenden zum Autor 1999, als mit dem Kanzlerwort Gerhard Schröders »Wir führen keinen Krieg« der erste Angriffskrieg nach dem von Nazideutschland 1939 entfesselten Zweiten Weltkrieg eröffnet wurde – die Beteiligung am

78tägigen Bombardement Jugoslawiens durch die NATO. Als »Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter gegen den Krieg« teilten wir eine Woche lang mit den Angegriffenen Erfahrungen und Leid. Schrieben nachts gemeinsam Berichte, die am nächsten Morgen telefonisch nach Deutschland durchgegeben wurden, um hierzulande über das, was von den Medien verschwiegen wurde, aufzuklären.

Unser Beiträge wurden verstanden als Zeichen der Solidarität aus einem der Aggressorstaaten, aus dem Land, dessen Wehrmacht vor einem halben Jahrhundert in Kragujevac das größte Massaker in Jugoslawien während der deutschen Okkupation verübt hatte. Dort waren am 21. Oktober 1941 siebentausend Menschen, darunter 300 Schüler, klassenweise mit ihren Lehrern, als »Geiseln« erschossen worden. In Erinnerung an die Ermordeten legten wir am Gedenkstein in der serbischen Stadt ein Blumengebinde nieder und hatten als Inschrift vorgesehen: »Den Opfern der deutschen Wehrmacht«. Eckart Spoo vervollständigte sie zu: »Den Opfern der deutschen Wehrmacht, der NATO und der Bundeswehr.«

Rückblickend schrieb er: »Mir ist die allgemeine Gewöhnung an immer modernere, immer ›intelligentere‹, immer bösartigere Waffen (zunehmend aus deutscher Produktion) und an das, was sie weltweit anrichten, ein Graus. Ich kann und will mich nicht damit abfinden: nicht mit den zerfetzten Männern, Frauen, Kindern und Greisen, nicht mit den unzähligen Verkrüppelten, nicht mit den Zerstörungen und Vertreibungen, nicht mit all den mutwilligen Verstößen gegen das Völkerrecht.«

Viel bleibt nachzutragen. Über die wiederholten Reisen in das Land, das einmal Jugoslawien war, über gemeinsame Veranstaltungen, über Besuche, stets begleitet von Lydia, seiner Frau, der meine herzliche Anteilnahme gilt. Und über die Aufgabe, die er uns hinterlässt: weiterzuführen, was ihm Anliegen war. Das wird auch deutlich aus dem letzten Bericht, den wir 1999 aus Belgrad schrieben: »Das Hotelpersonal verabschiedet uns mit Tränen. Es sind Tränen der Angst vor der ungewissen, bedrohlichen Zukunft – ›Zeigt uns, dass wir nicht allein sind‹. Und, wie zum Schluss fast aller Gespräche: ›Berichtet die Wahrheit.‹« Traurig und dankbar.

Rolf Becker

Ein einziger Schwindel

(...) Ich komme aus einem bürgerlichen Milieu. Der Vater war Nazi und Offizier; er »fiel« – genau gesagt: starb an einem Bauchschuss – 1942 in Russland, wo er 1941 mit seiner Einheit ebenso rechtswidrig eingedrungen war wie 1940 in Frankreich und 1939 in Polen. Als die Nachricht kam, er sei den »Heldentod« gestorben, jubelte ich als damals Fünfjähriger: »Vater ist den Heldentod gestorben, den Heldentod, den Heldentod« mit Betonung auf »Held«. Die strengen stummen Blicke meiner älteren Geschwister konnte ich mir zunächst gar nicht erklären. Ich lernte dann »stolze Trauer«, wie damals für solche sich häufenden Fälle vorgesehen.

Gläubig und brav folgte ich allen Wendungen der Propaganda. Die Fanfaren aus Liszts »Préludes«, mit denen im Radio Nachrichten von der Front angekündigt wurden, versetzten mich in Schicksalsergebenheit. Ich wohlbehüteter stolzer kleiner Nazi geriet erst in Identitätsschwierigkeiten, als meine Mutter 1945 – da war ich acht – auf dem Speicher aus Fotos die Hakenkreuze herausschnitt und mit mancherlei Dokumenten verbrannte. Ich fand, das dürfe sie dem Vater und »unserem Führer« nicht antun. Nur mühsam verstand und akzeptierte ich, daß es gewiss auch im Sinne des Vaters und des ebenfalls dahingeschiedenen »Führers« sei, uns gegenüber den Besatzungstruppen nicht selber zu gefährden und ihnen kein Beweismaterial in die Hände fallen zu lassen. Noch mehr machte es mir zu schaffen, als meine Mutter, Zahnärztin von Beruf, eines Abends mit einem großen Stück Fleisch, eingewickelt in Zeitungspapier, nach Hause kam und berichtete, zwei Soldaten der inzwischen eingerückten Roten Armee – wir lebten damals vorübergehend in Thüringen – seien in die Praxis gekommen. Der eine habe starke Schmerzen gehabt. Statt Geld hätten sie das Fleisch mitgebracht. Besorgt fragte ich, ob sie, meine deutsche Mutter, etwa einen Russen behandelt habe; denn Russen, das stand fest, waren unsere schlimmsten Feinde. Mutters Ja empörte mich.

Danach begann ich, Gespräche mit meinem toten Vater zu führen, zum Beispiel über das Verhalten der Mutter, und damit trat die Dialektik in meine geistige Entwicklung. Ich fragte ihn, der noch posthum die Autoritätsperson in der Familie war, nach seinem Urteil über all das, was sich rings um mich veränderte. Ich trug ihm vor, daß plötzlich alle verleugneten, was sie gewesen waren und getan hatten und wofür sie sich auch hatten ehren und auszeichnen lassen. Sie behaupteten sogar, sie hätten nichts, rein gar nichts darüber gewußt, wie der Nazistaat und sie selber mit Juden, Kriegsgefangenen, »Fremdarbeitern« oder »Asozialen« umgegangen waren; von Konzentrationslagern hatten sie angeblich nie gehört.

Wir selbst hatten zwei junge »Fremdarbeiterinnen« aus der Ukraine im Haushalt gehabt. Ein Onkel, der Förster war, hatte als Vorarbeiter einen Polen und für die harte Drecksarbeit mehrere Russen beschäftigt. Täglich hatte man Menschen in Häftlingskleidung kolonnenweise auf den Straßen gesehen, wie sie von uniformierten, bewaffneten Deutschen zur Arbeit geführt wurden, zum Beispiel zu Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen. Und was in den KZ geschah, war geradezu sprichwörtlich: »bis zur Vergasung«. Sogenannte Volksschädlinge wie Juden, Kommunisten, Verräter mußten vernichtet werden, Schwachsinnige als nutzlose Esser desgleichen, ausgenommen vielleicht unsere epileptische Tante Erna in den Bodenschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld. Das alles war ganz selbstverständlich gewesen, aber nun wollte keiner der Erwachsenen je beobachtet haben, was ich genau in Erinnerung und in vielen Einzelheiten noch vor Augen hatte. Und alle stellten sich gegenseitig sogenannte Persilscheine aus, um amtlich »entnazifiziert« zu werden. Ein einziger Schwindel.

Wie, fragte ich meinen Vater, würde er sich jetzt verhalten? Würde er sich ebenfalls selber verleugnen? Würde er im Nu so kirchenfromm werden wie die meisten anderen alten Nazis in unserer Stadt am Niederrhein, in die wir inzwischen zurückgekehrt waren? Würde er auch in die

CDU eintreten und heucheln, heucheln, heucheln? Was immer er tun würde, er konnte für mich keine Autoritätsperson bleiben. So viel Mühe ich mir auch gab, auf die Dauer fielen mir für ihn keine plausiblen Antworten auf meine Fragen mehr ein. Die allgemeine Heuchelei und Frömmelei bewies, daß diese Gesellschaft den Keller voller Leichen hatte und sich ihrer Schuld, der individuellen und der kollektiven, wohl bewußt war; aber niemand durfte die Schuld eingestehen, sonst machte er sich zum »Nestbeschmutzer« und wurde sofort ausgegrenzt. Ich mußte viele einsame Gespräche mit meinem toten Vater führen, bis mir diese Widersprüche und Zusammenhänge klar wurden. Und derweil bekam ich immer wieder zu hören, was für ein großartiger Mann mein Vater gewesen sei. Als Sohn dieses Vaters wurde ich in der Schule und in den Häusern der Reichen spürbar gefördert – nicht obwohl, sondern weil ihn alle als strammen Nazi gekannt hatten.

(Auszug aus einem unter dem Titel »Ein Keller voller Leichen« am 15.10.2005 in *junge Welt* erschienenen Aufsatz)

Eckart Spoo

Der zwölfte Angriff

Auf der Fahrt nach Belgrad, Pfingsten, 23./24. Mai 1999

Ankunft in Novi Sad nach Mitternacht, um vier Stunden verspätet, weil ungarische Grenzpolizei den Bus aus Jugoslawien, der uns aus Budapest abholen sollte, abgewiesen hatte. Dem Fahrer gelang die Einreise dann über einen anderen Grenzübergang. Novi Sad liegt bei unserer Ankunft im Dunkeln, totaler Stromausfall, weil wieder einmal eine Graphitbombe der NATO ein Kraftwerk getroffen hat. Um 23 Uhr war Luftalarm gegeben worden, um 6 Uhr früh gibt es Entwarnung. Im Stadtgebiet von Novi Sad sind diesmal keine Bomben eingeschlagen, aber in 20 Kilometern Entfernung.

Zwei Kollegen des jugoslawischen Gewerkschaftsbundes, die beide jahrelang in Deutschland gearbeitet haben, begleiten uns ab jetzt. Wir besuchen die zerstörte petrochemische Fabrik. Sie liegt auf einem Gelände von etwa zwei mal zwei Kilometern. Elf Angriffe haben sie zum großen Teil zerstört. Der Schaden wird auf eine Milliarde US-Dollar beziffert. Hier und in dem zweiten petrochemischen Werk in Pancevo haben zwanzigtausend Menschen ihre Arbeitsplätze verloren. Ob die Fabriken je wieder aufgebaut werden können, wird sich erst nach Bodenuntersuchungen herausstellen, die Monate dauern. Wir werden vor dem Berühren der weit verstreuten riesigen Kesselteile und anderen Metalltrümmer gewarnt wegen Strahlungsgefahr durch Uranmunition (abgereichertes Uran).

In dem Arbeiterwohnviertel Detelinara besuchen wir eine Grund- und Hauptschule, die dreimal angegriffen wurde. Der Rektor kann sich die wiederholten »punktgenauen« Angriffe auf seine

Schule nicht erklären. In zwei benachbarten Wohnblocks sind viele Wohnungen zerstört. Ein 68jähriger Dreher berichtet uns, wie er in seiner Wohnung den Luftangriff erlebte und sich an einem Teppich aus dem Fenster abseilte, um die Kinder aus dem Keller zu retten. Er hat hier 33 Jahre gewohnt und regelmäßig mit einem Teil seines Arbeitseinkommens die Wohnung abbezahlt, bis sie sein Eigentum war. Jetzt hat er nichts mehr.

Ein Schaden von siebzig bis achtzig Millionen Dollar ist durch die völlige Zerstörung des modernen Fernsehsenders von Novi Sad entstanden, der ein wichtiges Glied der europäischen Fernsehkette war. Dieser Sender hat täglich Programme in sechs Sprachen ausgestrahlt und versorgte die zahlreichen ethnischen Gruppen. Seine Arbeit für die interethnische Verständigung ist mit dem europäischen Fernsehpreis ausgezeichnet worden. Bei einem Treffen mit jugoslawischen Kolleginnen und Kollegen im Gewerkschaftshaus von Novi Sad erfahren wir, dass es in der Vojvodina bis zum Ausbruch des Krieges zwischen den 26 verschiedenen ethnischen Gruppen keine Zusammenstöße gegeben habe. Die systematischen Angriffe auf die Fernsehstationen können keinen anderen Zweck haben, als den Aggressoren die Propagandaoberhoheit zu verschaffen. Getroffen wird nicht nur die Informationsfreiheit der jugoslawischen Bevölkerung, sondern auch unsere, denn über die Opfer der Bombardements erfahren wir in Deutschland nicht durch die NATO, sondern meist nur durch das jugoslawische Fernsehen, wenn das deutsche von ihm Aufnahmen übernimmt.

Beim Übersetzen über die Donau, auf dem Weg zum Fernsehsender und den Fernsehstudios, erhalten wir einen Eindruck von den zerbombten Brücken. Die Donau ist hier 700 Meter breit. Unter der zerbombten »Freiheitsbrücke« verlief die Hauptwasserleitung, durch die Novi Sads südliche Stadtteile mit Trinkwasser versorgt wurden. Eine Folge ihrer Zerstörung ist, dass das über Jugoslawien hinaus bekannte herzchirurgische Zentrum von Novi Sad seine Arbeit einstellen musste. Die »Freiheitsbrücke« war nach dem Sieg über die deutsche Wehrmacht gebaut worden, die 1941 die alte Brücke zerbombt hatte, deren gemauerte Pfeiler heute noch wenige hundert Meter entfernt aus dem Wasser ragen.

Wir sind mit unserm Bus zwanzig Minuten unterwegs in Richtung Belgrad, als im Norden in etwa 25 Kilometern Entfernung hohe schwarze Rauchwolken aufsteigen. Aus den Radionachrichten erfahren wir, dass die Raffinerie, die wir vorhin besucht haben, wieder bombardiert wurde.

Eine humanitäre Katastrophe, Belgrad/Kragujevac, 25. Mai 1999

In Belgrad haben wir uns ein Bild von den Folgen der Bombenangriffe machen können, z. B. der chinesischen Botschaft und der unmittelbar daneben liegenden Musikschule. Nach Mitternacht sind wir zur Belgrader Donaubrücke gegangen, auf der sich jeden Abend eine Menschenmenge versammelt mit der angesteckten Zielscheibe »Target«. Es gibt Alarm, auf einmal stehen wir allein auf der Brücke. Die Menschen glauben nach all ihren Erfahrungen, dass die NATO-Piloten auch Brücken mit Menschen darauf bombardieren werden. Wir gehen die zehn Minuten zu unserm

Hotel »Moskwa« im Zentrum der Stadt, ziemlich schnell, aber nicht in den Luftschutzkeller, sondern bleiben auf dem Zimmer, öffnen die Fenster und sehen zum Himmel hinauf.

Zehn Minuten vor vier beginnt die Flak zu schießen. Es hört sich an wie Geprassel, bald näher, dann wieder ferner. Ein sirrendes, leise pfeifendes Geräusch über uns. Die Maschinen fliegen in etwa fünf Kilometern Höhe über Belgrad.

Dann unerwartet der Einschlag, nahe, sehr hart metallisch, ganz anders als bei Bomben. Das Innenministerium ist getroffen, das schon einmal bombardiert worden war. Am nächsten Morgen sehen wir uns die Ruine des völlig zerstörten Fernsehsenders an. Ein Techniker, der das Bombardement trotz hohen Blutverlustes überlebt hat, erzählt uns, er habe wenige Minuten vorher die Etage, in der seine Kolleginnen und Kollegen getötet wurden, verlassen. Er habe alle gut gekannt. Aber sechs seien immer noch vermisst. Nichts sei bisher von ihnen gefunden worden, als seien sie durch die Hitze verdampft. 130 Kolleginnen und Kollegen des Senders wurden verletzt, einige sehr schwer. Sie liegen noch in den Krankenhäusern. Unmittelbar am Sender liegt das Belgrader Kindertheater vor einer Kirche, auf der anderen Seite der Straße. Vom Kirchendach haben sie Leichenteile geborgen. Wir legen hier an der Ruine des Senders für die 16 Toten Blumen nieder, neben ein Schild mit dem Motto unserer Reise »Dialog von unten statt Bomben von oben«.

Kragujevac, die Stadt der Zastava-Automobilwerke, ist seit der Bombardierung des Betriebes die Stadt der Arbeitslosen. Von den 200.000 Einwohnern haben durch die elf Angriffe auf das Werk 37.000 Beschäftigte ihre Arbeitsplätze verloren. Hinzu kommen die indirekt Betroffenen der Zulieferbetriebe, für deren Produkte es keine Abnehmer mehr gibt. Beim Begrüßungsgespräch im Gewerkschaftshaus schildert die Vorsitzende Rusica Milsavljevic die Folgen der Bombardements für die Stadt und spricht von einer humanitären Katastrophe. Das Gespräch findet während eines Alarms statt. Wir nehmen wahr, dass sich die etwa 30 versammelten Zastava-Kolleginnen und Kollegen durch zwei entfernte Detonationen nicht irritieren lassen. Eine Frau zuckt die Achseln: »Wir versuchen, normal weiterzuleben.« (...)

Wegen des andauernden Alarms müssen wir die Besichtigung des zertrümmerten Zastava-Werkes auf morgen verschieben. Es ist ein traumhaftes Sommerwetter, die Akazien verblühen gerade. Rote Mohnfelder in der Hügellandschaft, bunte Häuser in den Feldern, ein weiter Blick. Was für ein schönes Land! Hoch oben das Sirren von Flugzeugen. Sehr fern schießt die Flak. (Aus den Tagesberichten aus Jugoslawien, 24. bis 28. Mai 1999)

Eckart Spoo

<http://www.jungewelt.de/2016/12-17/071.php>